



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Wochenbericht.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

wuchern und wie üppiges, ungesteuertes Unkraut ihr alle Kräfte nehmen und sich aneignen; keiner rottet es mehr aus; pflanzt, befördert, macht ihm Platz, säet ihn aus, den reinen nähernden Weizen, der Geschlecht zu Geschlecht verbessernd zu geleiten vermag! . . . Ich weiß nicht, ich war beschämter als erschrocken; so gedemüthigt, fast beschämt, daß ich leben geblieben, und dann wieder eine wahre Furcht vor dem Tode empfindend. Wenn Fichte sterben muß, dann ist niemand sicher; mich dünkte immer, Leben schützt vor dem Tode: wer lebte mehr als der? Todt ist er aber nicht, gewiß nicht! — Fichte konnte also nicht erleben, daß sich die Länder vom Krieg erholt, Bäume wieder aufgebaut wurden, dem Bauer geholfen, den Gesezen nachgeholfen, daß die Schulen sich wieder herstellten und füllten, daß gewitzigte Staatsleute ihnen von den Fürsten Schutz verschafften! daß Gesetze erfunden und ausgetheilt wurden, daß die Denker frei, ohne dem Augenblick zu schaden, sie Volk und Regenten zur Geistesprüfung vorlegen dürften; dies selbst ein Glück, zu aller Zukunft Glück! Der Mann, der dies, und also Deutsches, was allein so genannt werden dürfte, nur einzig und allein beachtete, mißverstanden von den meisten Mitlebenden! Also auch er soll nicht aufgehen leben, was er aus den dunklen Schluchten im Schweiße seines Angesichts, mit dem ganzen Aufwand seiner Seelenkraft hervortrieb?“ —

W o c h e n b e r i c h t .

Aus Konstantinopel, 27. Juli. — Wir stehen dicht vor großen Ereignissen, im schwarzen Meere sowol, wie auf dem Kriegstheater an der Donau. Zum ersten Mal nach vier Wochen verengt sich wiederum der Raum, welcher die Hauptmassen der widereinanderstreitenden Heere getrennt hatte. Während Omer Pascha in drei großen Heersäulen gegen das Centrum der Donaufronte vorgezogen ist, und seine Truppen zum Theil schon bei Giurgewo übergegangen sind, dirigiren die Franzosen drei Divisionen auf Basardschick, um sie demnächst gegen Kustendische oder Silistria vorzuschieben. In Pera hängt man inzwischen in richtiger Würdigung des historischen Moments Kupferstiche an die Schaufenster, auf denen die Armee der großen Nation auf dem hohen Ufer der Donau rastend sich dargestellt und eine Anspielung auf die diesjährige Revanche für das Jahr 1812 sich untergedruckt findet.

Soweit ich aus den mir vorliegenden Nachrichten Schlüsse ziehen kann, beruht der Angriffsplan der Allirten auf folgenden Hauptbestimmungen. Man wird den Feind auf der möglichst weitgedehnten Fronte, nämlich auf den Gestaden des Pontus sowol, wie längs der Donau, soweit sie noch von ihm besetzt ist, in Alarm halten. Zwei Divisionen, und zwar eine französische unter Canrobert, der zugleich Chef der gesammten Expedition werden wird, wenn nicht Lord Raglan an ihre Spitze tritt, und eine englische unter General Brown, werden sich auf der Flotte und neunzig bis hundert Kauffahrern einschiffen, um auf einem geeigneten Punkt des russischen Gestades, aller Wahrscheinlichkeit nach auf der Halbinsel Taman zu landen, von wo dann die Halbinsel Krin wie von einer vorgeschobenen Basis aus angegriffen werden würde. Nach anderen Aussagen wäre Odeffa, und nach noch anderen Anapa das Ziel der Expedition. Gewiß ist nur, daß man dieselbe ernstlich und in einem Maßstab vorbereitet, der eher der Vermuthung Raum läßt, man werde mit fünf, als mit zwei Divisionen am Bord unter Segel gehen. Letzteres wäre meiner eignen Ansicht nach die verständigere Wahl, aber Marschall St. Arnaud

ist in militärischer Hinsicht ein zu unlogischer Kopf, als daß man bei Vorberechnung seiner Entschlüsse unfehlbar die Regeln des gesunden Menschenverstandes zu Grunde legen dürfte.

Wenn die nach der Krim oder Odessa abzusendende Expedition sich wirklich aus nur zwei Divisionen, von denen eine englisch und die andere französisch, zusammensetzt, so wird sie höchstens eine Gesamtmacht von 18,000 Mann repräsentiren. Demnach verbleiben zur freien Verwendung noch 30,000 Mann europäische Truppen, und es fragt sich, welche Aufgabe man denselben zuertheilen wird.

Zum Theil ist die Erwiderung darauf in dem in der Nacht vom 19. zum 20. erfolgten Abmarsch dreier französischer Divisionen von Barna nach Basardschik (siehe oben) bereits gegeben. Jene 30,000 Mann werden ihr eigentliches Gros nach der Donau entsenden, und die wichtige Festung, unter deren Mauern sie seither gelegen haben, (Barna) wird als Depotpunkt sowol für die See- als für die letzt-erwähnte Landexpedition mit 5—10,000 Mann besetzt bleiben. Demzufolge wird die englisch-französische Armee an der Donau auf 40—45,000 Mann ansteigen, was eben nur ausreichen dürfte, um damit ein Schlachtgros zu formiren, aber keineswegs den Bedürfnissen einer andauernden und angriffsweise zu führenden, also im Raume vorschreitenden und ebendeshalb eine Operationslinie hinter sich lassenden Campagne entspricht. Daher denn auch die vielfachen und in rascher Nacheinanderfolge sowol vom Marschall St. Arnaud wie von Lord Raglan abgesendeten Gesuche um Verstärkung. Wie Sie wissen sind seitdem ersterem 25,000 Mann Franzosen, dem anderen 10,000 Mann englischer Truppen versprochen worden, was eine Vermehrung von 35,000 Mann alles in allem sein würde. Man darf indeß im besten Fall kaum annehmen, daß die verbündeten Westarmeen an der Donau dadurch auf mehr als 70,000 Mann gebracht werden können. Selbstredend wird nämlich auch die Seeexpedition einen Antheil von diesem Nachschub beanspruchen, und ich denke nicht zu hoch zu greifen, wenn ich denselben auf mindestens 10,000 Mann anschlage. Weitere 5000 Mann werden für das Depot in Barna in Abzug zu stellen sein, wonach noch 20,000 Mann zur Verstärkung der Operationsarmee verbleiben, deren Etat dann auf 60,000 Mann ansteigen möchte, eine Macht, die mehr als ausreichend wäre, um in Verbindung mit der osmanischen Armee den Russen den Weg zum Balkan zu verlegen, die für einen Angriffskrieg aber, welcher innerhalb großer Räume zu führen ist, immer noch sehr klein bleibt.

Omer Paschas Heer hatte von jeher der Bestimmung nach rechts hin den Engländern und Franzosen die Hand zu bieten. In neuester Zeit tritt die andere und entgegengesetzte hinzu, links die Verbindung mit den österreichischen Streitkräften zu vermitteln. — Es hat in diesem Augenblick wie überhaupt seit mehren Monaten ganz besondere Schwierigkeiten, die Stärke der Armee des Serdars (Omer Paschas) anzugeben. Nach einem Brief desselben an eine mir nahestehende Person berechnete Omer Pascha sein Heer im Juni auf 60,000 Mann marschbereiter Truppen. Seine Verstärkungen können seitdem nicht über 10,000 Mann betragen haben; ich berechne darum die Größe des osmanischen Schlachtgros auf nicht zu wenig, wenn ich voraussetze, daß der Serdar nunmehr 70,000 Mann unter den Händen hat, bei denen natürlich alles außer Rechnung bleibt, was in Widdin, Russchuck, Sislitria, Barna und Schumla steht. Die Frage ist: kann diese Macht es wagen, als

selbstständiger Theil, d. h. als frei sich bewegendes Centrum ins Feld zu treten, und wird es einem russischen Stoß zu widerstehen vermögen?!

Daß die Russen darauf ausgehen werden, den entscheidenden Schlag gegen die Mitte der feindlichen Angriffslinie, d. h. gegen Omer Pascha zu führen, versteht sich von selbst, und wer die Verhältnisse kennt, wird wissen, daß ihnen kaum eine andere Wahl übrigbleiben wird. Hier Sieger, und im Vordringen begriffen, trennen sie beide Flügel voneinander, und setzen sich in den Stand, den schwächeren, welches offenbar der rechte oder englisch-französische ist, aus der gefährlichsten Richtung d. h. vom Westen her, mit der Fronte gegen die See, anzugreifen.

Dieser Umstand macht die oben aufgeworfene Frage ausnehmend wichtig. So sicher ich nun auch immerhin des türkischen Erfolges bin, wenn es sich um einen Kampf hinter Schanzen handelt, macht mich dennoch die Möglichkeit eines Zusammenstoßes im offenen Felde besorgt. Meine Hoffnungen beruhen auf der Voraussetzung: Omer Pascha werde seine seither bewiesene Vorsicht nicht verleugnen und nicht durch ein unmotivirtes Vorrwagen die bis dahin errungenen Vortheile auf das Spiel stellen. Außerdem wird die bekannte russische Langsamkeit es ihm muthmaßlich möglich machen, da, wo er zum Schlagen gezwungen sein wird, allein hinter Verschanzungen den Kampf anzunehmen.

Ich kann dies nicht niederschreiben, ohne die Bemerkung einzuflechten, daß es im Plane der Allirten nothwendig liegt, den entscheidenden Schlag mit einem der Flügel, dem rechten oder linken, d. h. entweder seitens der Engländer und Franzosen, oder seitens der Oestreicher zu führen, und dagegen das strategische Centrum zu refüsiren. Man bedroht nämlich durch eine Entscheidung, sei es am Sereth oder am Donaudelta, den russischen Aufmarsch dicht an seiner Basis, und die Feldherrn des Zaren werden es nicht wagen, gegen Giurgewo oder über die Donau bei Rustschuk vorzudringen, wenn ihre Truppen bei Jassy oder Galacz geschlagen oder auch nur bedroht wurden.

Was die Position der Oestreicher als integrireder Theil der gegen die russische Armee gewendeten Angriffslinie anlangt, so leuchtet ein, daß sie in derselben den linken Flügel formiren. Es gibt aber zwei Anschließungen, welche man von jener Seite her in Rücksicht auf den offensiven Vorgang treffen kann. Entweder rückt man in die Walachei ein und stellt die directe Verbindung mit Omer Pascha her, was dann empfehlenswerth sein würde, wenn Oestreich einen verhältnißmäßig nur geringen Kraftaufwand machen will, es ihm mithin darauf ankommt, seine Kräfte mit andern zu vereinigen. Oder man marschirt gegen den Sereth und Pruth. Letztere Maßregel wäre die entscheidendere; aber sie verlangt mindestens 100,000 Mann, um mit Gewißheit eines Erfolges ausgeführt werden zu können.

Es mögen diese Fragen in ihrer Gesamtheit gewesen sein, welche den großen Kriegsrath beschäftigten, der unter dem Vorsitz der beiden Höchstcommandirenden, des Marschalls St. Arnaud und Lord Raglans am 18. Juli zu Barna abgehalten wurde. Erst spät Abends hob Marschall St. Arnaud die Sitzung auf und man trennte sich mit dem Gefühl, daß die Entscheidung über die demnächstigen Actionen nunmehr getroffen sei.*) — — —

*) Daß die Wendung seitdem plötzlich eine andere geworden, wird wol dem Interesse dieser Mittheilungen keinen Abbruch thun.

— Im Kriege und um dessen Operationen beurtheilen zu können, wird man stets nach zwei Umständen fragen: nach der Größe der Kräfte und nach der Form, in welcher dieselben zur Anwendung gebracht werden. Die letztere ist im strategischen Sinne die Linie. Welche Arrangements die beiderseitigen Feldherren immerhin auch treffen mögen: sie werden sich auf Linien schließlich zurückführen lassen. Nur die Linie repräsentirt eine Fronte, kann mithin die Principien einerseits der Ueberflügelung und andererseits der räumlichen Umschließung und Deckung in Anwendung bringen; nur in Linien auseinanderzogen vermag unter Umständen normaler Art eine Armee auf die Dauer zu existiren; eng concentrirt kann sie es nicht. Um dieser Gründe willen ist es mehr als eine bloße Redefigur, wenn man von den Grundlinien einer militärischen Operation oder eines Krieges redet. Allgemein genommen hat jeder Kampf die seinigen, aber bei genauerer Erwägung wird sich herausstellen, daß man unter denselben zweierlei zu unterscheiden hat: nämlich Grundlinien, die aus der Terraingestaltung resultiren, mithin dem Kriegsschauplatz im besondern angehören, und andere, die von dem speciellen Kriegsplan abhängen und durch ihn bedingt sind.

Unter den erstern Grundlinien sind es vor allen zwei Gattungen, die man voneinander zu unterscheiden hat: Hinderniß- und Bewegungslinien. Die Hindernißlinien lassen sich auf breite Ströme, auf Flüsse mit Teichusern und auf Gebirgskämme zurückführen; die Bewegungslinien auf Straßen, als da sind: Landwege, Chaussees, Eisenbahnen, unter Umständen auch Wassercommunicationen.

Es ist einleuchtend und kann auch dem Laien im Kriegswesen nicht entgehen, daß es von großer Wichtigkeit für die Führung des Krieges ist, ob die Hinderniß- oder Bewegungslinien auf dem fraglichen Kriegesraume überwiegen. Im ersteren Falle wird die Vertheidigung eine mehr passive, eine abwartende, mit offensiven Rückstößen und Gegenoperationen wenig ausgiebige, und der Angriff langsam in seinen Maßnahmen, auf große Pausen angewiesen und ohne Unterlaß mit der Bewältigung der communicativen Schwierigkeiten, insbesondere der Verpflegung, beschäftigt sein. Im andern Falle überwiegt auf beiden Seiten die Action. Schläge und Contrecoups wechseln miteinander schnell ab, nur wer mit derselben Schnelligkeit wie der Angreifer zu manövriren versteht, wird Aussicht behalten zu widerstehen, und nur der sich frei und mit Sicherheit, ohne Aufenthalt und Zeitverlust bewegenden Offensive winkt hier der Erfolg.

Dem großen Napoleon war es beschieden, die meisten und glänzendsten seiner Feldzüge auf Theatern auszukämpfen, auf denen die Hindernißlinien bedeutend von denen der Bewegung überwogen wurden. So in Oberitalien und im mittleren und südlichen Deutschland, so in Frankreich und letztlich in Belgien. In Ländern, wo die Hindernisse und Barrieren mehr in Kraft treten, verlangsamte auch seine blitzschnelle Kriegsführung, man weiß dies von den Jahren 1807 und 1812 her.

Die neuesten Kriege sind, im Gegensatz zu den Napoleonischen, auf Theatern ausgebrochen worden, die im besondern arm an Mitteln der Bewegung und reich an Hindernissen waren. Daher der langsame Verlauf, den die Kämpfe in Polen (1831), in Schleswig-Holstein (1848, 49 und 50), in Ungarn (1849) nahmen. Wo man auf einem Felde zu streiten hatte, das der freien Bewegung keine Schran-

Grenzboten. III. 1854.

fen entgegengesetzt; strebten die Operationen an besügelter Schnelligkeit denen Bonapartes mit Erfolg nach (Oestreich gegen Sardinien 1849).

Das heutige Kriegstheater im Osten gehört entschieden zu denjenigen Landesräumen, auf welchen die Hindernisse noch frei und unumschränkt über die Bewegungslinien dominiren. Es ist aus culturhistorischen Gründen einleuchtend, daß auch ohne Balkan und Donau ein Marsch gegen Konstantinopel von Rußland aus und umgekehrt ein Gegenmarsch aus Rumelien oder Bulgarien nach Bessarabien und Podolien unermessliche Bewegungshindernisse zu überwinden haben würde. Der breite Strom und das hohe Gebirge erhöhen dieselben aber mindestens um das Doppelte, und in dieser Hinsicht darf gesagt werden, daß sie die beiden Hauptgrundlinien des türkisch-russischen Kriegstheaters bilden. Es ist im ganzen in Rede stehenden Raume keine entscheidende Operation denkbar, sei es nach der einen oder der andern Seite hin, welche nicht von einer der beiden Linien durchschnitten würde.

Wenn man beide miteinander vergleicht, so will auf den ersten Anschein der Balkan als die wichtigere den Vorrang beanspruchen. Indes beruht dies auf Täuschung, welche eine nähere Erwägung an den Tag legen wird. Es ist wahr, daß die Donau unzählige Mal von den Russen wie von den Osmanen überschritten worden ist, und dagegen das in Rede stehende Gebirge von den ersteren nur einmal, aber dieses Factum legt noch keinen Beweis in Hinsicht auf die überlegene Stärke der letzteren Vertheidigungslinie ab, denn man hat dabei nicht zu vergessen, daß bei den Schwierigkeiten des Balkanüberschreitens die Donau, weil sie den Russen im Rücken liegen blieb, mit einwirkte und deren Operationslinie bis zum Ramm der Kette sich bedeutend verlängerte, mithin ihre Streitmacht, dem strategischen unabweichbaren Gesetz gemäß sich vermindert hatte. Im allgemeinen gilt, daß Wasserlinien schwierigere Hindernisse als Gebirgslinien sind, und diese Regel findet auf die Donau zwischen der Bulgarei und den Fürstenthümern umsomehr Anwendung, als außer ihrer enormen Breite die sumpfige Beschaffenheit des linken Ufers die Uebergangsarbeiten bedeutend erschwert und ihre Ausführbarkeit auf einzelne Punkte beschränkt.

Der nächste Schluß, welchen man hieraus ziehen kann, ist der: daß die Naturverhältnisse der Türkei behufs ihrer Vertheidigung einen bedeutenden Vorschub leisten, daß aber andererseits die Russen, nachdem sie einmal strategische Herrn der beiden Fürstenthümer geworden, hier gegen Süden hin eine starke Vertheidigungslinie finden würden, wenn sie aus Rücksichten gegen Oestreich überhaupt an eine Defensiv längs der Donau denken dürfen. Nur wenn das siebenbürgische Waldgebirge mit seinen Pässen, überhaupt wenn jenes östreichische Vorland in russischen Händen wäre, würde der Zar im Stande sein, sich auf die untere Donau für jedweden Zweck zu basiren. Wie die Verhältnisse heute stehen, vermag er dies nicht weiter vorwärts als hinter dem Sereth und dem Donaudelta. Wenn diesen Umständen zum Troz das russische Hauptquartier neuerdings von Sassy nach Bukarest zurückverlegt worden ist, so geschah es, falls in Oestreichs Politik keine Aenderung eingetreten ist, nur in Folge einer Kraftüberschätzung, deren Bestrafung in keinem Fall ausbleiben wird.

Schauspielerleben. (Pariser Brief). — Die Sonne hat endlich ein Lebenszeichen von sich gegeben und einige Sommertage als Visitenkarte bei uns hinterlassen. Das genügt, um uns arme Pariser aufs Land zu locken, um draußen Paris in der frischen Luft wiederzufinden, während wir die staubigen oder in aufgelöstem Macadam schwimmenden Gassen und Gäßchen der Provinz und besonders dem flüchtigen Süden überlassen. Ganz Marseille ist nach Paris gekommen, die Conversation ist plötzlich in Mustik gesetzt und wer aus den raschen und immerwährenden Bewegungen schliefen wollte, müßte glauben, die Telegraphen von ehemals haben sich ein Rendezvous in der Hauptstadt von Frankreich gegeben.

Lassen wir die orientalische Politik ihre langsamen Vorbereitungen im Baltischen wie im schwarzen Meere ungestört fortsetzen; lassen wir das finanzielle Zwiegespräch, das die Madrider mit der Königin Christine führen, zum Abschlusse kommen; warten wir ab, wie sich Espartero mit Barcelona abfindet. Den Vorwurf meines heutigen Briefes, dessen Inhalt ein Stück Paris, suchte ich dort, wo jetzt Paris ist, auf dem Lande — so dichten sich im Winter die sonnigsten Frühlingslieder.

Mein gegenwärtiger Aufenthalt in der Umgebung der französischen Capitale gibt mir nämlich wieder einmal Gelegenheit, eine Erfahrung zu bestätigen, die sich jedem aufdrängt, der die moderne Gesellschaft beobachtet. Das bürgerlich Industrielle, welches den Geist unsrer Zeit ausmacht, greift jeden Tag mehr um sich und keine Classe der Gesellschaft wird von seiner Invasion verschont. Unter den provisorischen Bewohnern und Bewohnerinnen des Landes bemerke ich sehr viel Schauspieler und namentlich viele Schauspielerinnen, die sich ganz so betragen und ganz so leben wie andre spießbürgerliche Menschenkinder. Seit die Revolution auch diese Varias der guten Gesellschaft und der Religion in ihre unveräußerlichen Menschenrechte wieder eingesezt hat, ist durch die veränderte staatsbürgerliche Stellung dieser Classe eine Revolution in ihrer Anschauung wie in ihrer Lebensweise, in ihren Sitten und Gewohnheiten vor sich gegangen. Seitdem sie unter geweihter Erde ruhen dürfen, betreten sie auf der Erde die ungeweihten Pfade der Gewöhnlichkeit. Diese Umgestaltung ist allmählig vollkommen geworden und unter Ludwig Philipp, der die egalitaire Devise seines Vaters in Verallgemeinerung des Spießbürgerthums modern übersetzt hatte, sind die Schauspielerinnen gute Hausfrauen, vortreffliche Mütter und Rentenbesitzerinnen geworden. Die Excentricitäten jener guten Zeit, wo die Schranken der gesellschaftlichen Unterschiede blos im Foyer der Oper oder des Theatre françois oder im üppigen Halbdunkel einer petite maison zu fallen pflegten, sind heute ganz verschwunden. Sie sind das Erbtheil der femme entretenuë, der Lorette geworden oder solcher Actricen, welche das Theater blos als Gelegenheit betrachten, ihre Person und nicht ihr Talent vor dem Publicum zu produciren. Die Schauspielerin von Talent, die wirkliche Schauspielerin, Phedra oder Celimene, Desdemona, Lucrezia Borgia, Donna Anna, Fides sind bürgerliche Erscheinungen geworden. Die Schauspielerin hat ihren Herd, sie hat ihre bürgerlichen Circle, sie sorgt für den Feuertopf, sie erzieht ihre Töchter und sitzt bei den Preisvertheilungen im Collège neben dem Erzbischofe von Paris und neben der Frau Seinepräfectin. Selbst wenn die Ehe als ein unkünstlerisches Hemmiß vermieden wird, auch wenn die Schauspielerin von den halbvergesenen Privilegien Gebrauch macht, hat das

Verhältniß zu den Koriphäen der Politik, der Vaterlandsvertheidigung und der Finanzen eine bürgerliche Physiognomie gewonnen. Die Anbeter unsrer ersten Liebhaberinnen sind provisorische Gatten und die Demoiselle gebliebene Mutter hört ohne Verlegenheit, ja mit Stolz an, wie „der Sohn von Fräulein N“ als Laureat proclamirt wird oder den ersten Preis wegen guter Aufführung bekommt. Die anwesenden Mütter und Väter sehen nichts Anstößiges darin, daß der Sohn einer Demoiselle der tägliche Gespieler ihrer im unangetasteten Ehebetto erzeugten Kinder sei.

Wie die Schauspielerin Mutter und Ausschußmitglied des Unterstützungvereins ihres Sprengels geworden ist, so hat die nivellirende Sitte aus dem Schauspieler einen Nationalgardisten, einen Geschworenen, einen Börsespeculanten gemacht. Beide haben nur ein Ziel, sie wollen sich ein Capital erspielen, um von dessen Zinsen zu leben — denn in das Eden der Rentiers als Mitglied aufgenommen zu werden, ist ein Traum, den ganz Paris träumt, vom Concierge bis in die Mansarde hinauf. Dafür gibt es aber auch keine Molières mehr, die aus Beruf und Liebe zum Fach Theaterdirectoren wären. Die Leiter unsrer zwanzig Schauspielergesellschaften haben nur einen Gedanken: sie jagen einigen fabelhaften Erfolgen nach, um ihr Schäfchen ins Trockne zu bringen und dann ihr Privilegium zu verkaufen. Je allgemeiner aber dieses Streben der Theaterdirectionen geworden, um so seltener gelingt es — das Publicum ist schwieriger geworden, die Autoren zehren an den Einnahmen, die ungerechte Abgabe an die Armenhäuser und die fortwährend gesteigerten Auslagen für Ausstattung, der hohe Gehalt, den gute und schlechte Schauspieler in Anspruch nehmen, alles das zusammengenommen macht das Gelingen der Theaterunternehmungen heute so schwierig; und doch gibt es für jede Directorstelle, die leer wird, zehn Narren, die ihr Geld, ihre Zeit, ihre Ruhe und ihre Gesundheit daransetzen, das gefährliche Spiel zu wagen. Thalia, Melpomene, Terpsichore sind auch nicht ungestraft für die Kunst und noch weniger ungestraft für die dramatischen Schriftsteller, die profaischen Wesen geworden, wie sie uns jeden Augenblick vorkommen. Die Schauspielerin ist eine Virtuosiin und die Schriftstellerei ist ein Metier geworden, die Dramaturgen die wohlconditionirten Knechte unsrer Schauspieler. Sie schreiben keine Stücke mehr, sie machen Rollen, sie haben keine Idee, kein Kunstwerk mehr im Auge, sie denken an ein Relief für diese oder jene Schauspielerin.

Wie sollte dem auch anders sein. Die Prätenzion der Schauspieler wächst in dem Maße, als die Talente abzunehmen scheinen. Man beutet also gern jede Note aus, durch die ein Schauspieler das Publicum einmal angesprochen hat und dieser erzieht sich an den Rollen, die er verlangt, selbst zu einer Art von Ungeheuer. Dann kömmt die Eifersucht der Potentaten wie Melingue, Frederic Lemaitre oder der zeitweiligen Günstlinge der Damenwelt wie Fechter, die allein glänzender Mittelpunkt der Stücke sein wollen, in denen sie auftreten. Lemaitre wies einmal ein Stück zurück, „weil keine Rolle darin sei.“ Wie? Keine Rolle in meinem Stücke! Es sind deren drei bedeutende darin! rief der erschrockene Dichter aus. „Das ist es eben,“ erwiderte Frederic, wie man ihn hier nennt, „ein Stück, in dem mehr als eine Rolle ist, kann ich nicht brauchen.“ Fechter verwarf eine Rolle, weil sie nicht physisch genug gewesen. Er hatte sich durch die Gilles de marbre in das kränkelnde Factische vernarrt und wollte nun immer dieselbe Peler aborgeln.

Über so wie die Schauspieler sind, haben sie noch immer *Apertes* in ihrem

Thun und Lassen, in ihrer Anschauung genug, um interessante Studien für den Beobachter abzugeben und die furchtsame Neugierde des Bourgeois zu erwecken. Vor dem wirklichen Bourgeois haben sie in der That noch nicht allen Nimbus verloren und wir glauben es Arnal gern, daß es ihm jeden Tag dreimal geschehe, auf der Straße Individuen zu begegnen, die ihn mit verstohlenem Lächeln ansehen und sich vergnügt die Hände reiben, den Farceur d'Arnal so schnell erkannt zu haben. Man führt nicht umsonst ein Leben, dessen größter Theil in den Schöpfungen der Einbildungskraft sich herumtreibt. Unfre Schauspieler, namentlich die begabten, haben alle ihre Absonderlichkeiten, die man hier Tics nennt, sie haben ihre antisocialen Launen, ihre ausschließlichen Leidenschaften und die meisten von ihnen bewegen sich, wie die Seelente auf ihren Schiffen, nur auf Bretern mit sicherem Behagen. Auch inmitten ihrer bürgerlichen Speculationen, im Handelstribunal, auf der Geschwornenbank und im Schilderhäuschen vor der Mairie steigt ihnen der Geruch der Dellampe ins Gehirn, sie sind immer noch Wesen, deren Einbildungskraft eine Landstraße ist, auf der die sonderbarsten Gestalten im bunten Gewirre durcheinanderziehen. Sind ein paar Schauspieler oder Schauspielerinnen zusammen, so wissen sie keinen besseren Zeitvertreib, als Komödie zu spielen und während der heißesten Zeit, im August, wenn der geplagte Theaterdirector kaum die Claque vollzählig ins Haus bringt, auf die Schauspieler, die keine Rolle haben, kann er rechnen, sie sind unter den Zuschauern, weil die Theaterlust ihre Lebenslust ist. Diese Existenz hat etwas Verauschendes und darum verstehen sich unfre Mimen beiderlei Geschlechter so schwer dazu abzudanken. Den Dionys, den Karl V., den nicht Alter, Krankheit oder sonst eine unabwendbare Nothwendigkeit zum Abtreten gezwungen, hat die Geschichte des Schauspielerslebens erst aufzuweisen. Demoiselle Mars, die funfzigjährige Susanne, für die der Enthusiasmus ihrer Anbeter den „ewigen Frühling“ erfunden hatte, sagte oft „je sais que l'heure de la retraite a sonné pour moi; mais accordez moi encore la permission de dix heures.“ Lemaitre, der keine Zähne, keine Stimme mehr hat, spielt stumme Rollen, wenn es sein muß. Boccage läßt sich weder von seinem Alter noch von seinen Renten abhalten wieder auf der Bühne zu erscheinen, sowie sich die Gelegenheit dazu findet. Drey, der Schöpfer eines eignen Genres der Komik, der unsterbliche Vilboquet hielt aus bis zum letzten Augenblicke und als er endlich weichen mußte und seine letzten Lebensjahre als Maire einer Stadt verbrachte, kannte er keinen angenehmeren Zeitvertreib, als junge Dilettanten abzurichten und mit ihnen Komödie zu spielen. Brunet erschien jeden Abend in den Coullissen der Varieté, nachdem er lange aufgehört hatte zu spielen. Er kleidete sich regelmäßig in das Costüm einer seiner Lieblingsrollen und sagte mit rührender Naivetät: ich bilde mir nun ein, der Anrufer müsse kommen mich abzuholen und das ist auch ein Trost. Eines Abends erbot er sich die Rolle eines Hausherrn zu spielen, der hinter der Coullisse an die Wand zu klopfen, aber gar nicht vor dem Publicum zu erscheinen hatte.

Die Schauspielerin denkt an ihre Rolle, während sie in den Topf guckt, sie denkt an das Publicum, während ihr ein Bourcier oder ein Sohn der Legitimität sein Herz zu Füßen legt. Den ersten Liebhaber trösten auch die parfümirtesten Liebesbriefchen nach so zahlreichen Rendezvous nicht über die Wahrnehmung, daß er weniger schwächig ist, als es seine Rolle verlangte. Der einzige Geliebte, die

einzigste Anbeterin, denen diese Wesen tren bleiben, ist das Publicum, selbst wenn sie wissen, daß der Beifall der blasiert gewordenen Menge sich meist auf die bezahlte Mühseligkeit der Claque beschränkt.

Die Claque ist ein organischer Bestandtheil der hiesigen Bühnenzustände. Borchers, Auguste und David sind Namen, die keine geringe Rolle in den Annalen der Pariser Schauspielkunst spielen, wir wollen später auch einige Worte über dieses Institut sagen. Die Regierung hatte versucht, die Claque zu unterdrücken, aber die besten Schauspieler erklärten, daß sie der stille Empfang des Publicums so durchfröstelte, daß sie nicht spielen könnten. Sie schafften sich, als die Regierung nicht nachgeben wollte, ihre Privatclaque an, und statt einer gab es dann ein Halbduzend. Diese Emotion, vor dem Publicum zu erscheinen, die Angst vor dem Heraustreten, haben die guten Schauspieler, grade die talentvollen, mit den tapfersten Soldaten gemeinschaftlich, welche im ersten Augenblicke, wo sie ins Feuer müssen, sich einer gewissen Bewegung nicht erwehren können. In der Schauspielersprache heißt das der Taf. Lemaitre hilft sich bei außerordentlichen Gelegenheiten dadurch, daß er eine Flasche Bordeauxwein in einem Zuge leert und er heißt das *noyer le taf*. Lifferaud vom Odeon knöpft sich den Rock auf und zu, legt die Handschuh ab und zieht sie wieder an. Numa geht mit großen Schritten auf und ab und Geoffroy drückt sich die Stirn an der Wand. Arnal knirscht mit den Zähnen und schiebt mit den Armen herum wie ein Don Quixote gegen die Windmühlen. Dieser hat neben seinem Taf noch den Tic, daß das Zuhör der Scene unverändert dasselbe bleiben muß. Ein zur Seite gerückter Stuhl bringt ihn aus der Fassung. In einem Vaudeville hat er mit einem dünnen Spazierstöckchen zu erscheinen. Der Anordner konnte die gewöhnliche Gerte nicht finden und schob eine andere unter. Arnal merkt die Vertauschung und erklärt nicht aufzutreten zu wollen, wenn man ihm nicht seinen Stoc verschafft. Der Regisseur mußte endlich vors Publicum und diesem ankündigen, daß Herr Arnal wegen plötzlich eingetretener Unpäßlichkeit seine Rolle nicht weiter spielen könne. Fräulein Rachel sitzt lautlos mit ineinandergeschlungenen Armen und mit niedergeschlagenem Blicke auf einem Stuhle. Sie sieht und hört nicht, was um sie her vorgeht. Fräulein Augustine Brohan, die liebenswürdige Soubrette, die neben außerordentlicher Kurzsichtigkeit noch an der Calambourkrankheit leidet, sprudelt von Wortspielen und ihr kleiner Mund hört nicht auf, ihre Pfeile gegen alle, die ihr in die Nähe kommen, loszuschleusen. Ihre Kameraden, welche die scharfe Zunge der geistreichen Dame fürchten, benutzen oft ihre Kurzsichtigkeit, um ihr einen schlechten Streich zu spielen, oder wie man hier sagt, um ihr „eine Säge zu machen“ (*faire une scie*). Die Person, mit der sie spricht, entfernt sich und eine andere tritt an deren Stelle und so geschieht es, daß sie dieser spöttische Bemerkungen über diese selbst sagt, indem sie glaubt, bloß von ihr zu sprechen. So sagte sie zu einem einseitigen Vaudevillisten, der ihr im Foyer auf die angegebene Weise zugeschoben ward — „Der arme K., es fehlt ihm bloß Geist, um ein vollendeter Bufel zu sein.“ Die Angst vors Publicum zu treten gibt dem einen Geist, macht den andern dumm — aber alle, fast ohne Ausnahme, haben den Taf. Fräulein Dejazet, die schon als Kind auf die Bühne getreten war, ist wahrscheinlich aus diesem Grunde die einzige Schauspielerin von Talent, welche dieses allgemeine Gebrechen nicht gekannt.

Früher, in der guten Zeit unter der Restauration, wo die Pariser noch größere Leidenschaft fürs Theater hatten, war es noch ärger; denn damals waren die Schauspieler darauf gefaßt, als Opfer im Kampfe zwischen Romanticismus und Classicität, der jeden Abend aufs neue ausgefochten wurde, zu fallen. Damals pfiß man noch Schauspieler und Dichter aus. Jetzt pfeift das Publicum nicht mehr, es hat sich aber zum Ersäße die Erlaubniß ausgebeten, auch nicht mehr applaudiren zu dürfen. Diese Gleichgiltigkeit gab der Claque ihren Ursprung. Die Eitelkeit der Schauspieler und Dichter hat dieser eine Wichtigkeit verliehen, welche gewisse Aussprüche der Führer dieser nichts weniger als antiken Ehre erklärt. Nur wenn man weiß, wie Meyerbeer mit dem Claqueur en Chef der Oper zu Rathe sitzt, und wie diesem von Klein und Groß der Hof gemacht wird, kann man begreifen, wie so ein Hauptclaqueur sagen darf: „Ich weiß noch nicht, was aus diesem Stücke zu machen ist, ich muß erst reifliche Studien darüber machen;“ oder wie ein anderer einen Schauspielerbesuch zurückweisen läßt da er „mit einem Autor in seinem Cabinet zu arbeiten habe.“ Auguste und Porcher, dann der unsterbliche David sind die gefeiertesten Namen dieser Parasitenwelt des Pariser Schauspielertums. Porcher hatte selbst unter Seinesgleichen einen solchen Ruf, daß der Hauptclaqueur vom Palaisroyal sich nach einer ersten Vorstellung beim Dichter entschuldigte, er habe nicht alles leisten können, was man von ihm erwartet, da er Porcher auf dem Balkon gesehen und dieser Anblick ihn intimidirt habe. Wenn der Kaiser in die Oper kommt, fragt dieser Gebieter über die Parterrehände: *saut-il faire montrer l'empereur?*

Der Claqueur bekommt Gratifikationen von den Anbetern der Schauspielerinnen, Sängerinnen und Tänzerinnen, und in der Regel einen monatlichen Gehalt von diesen selbst. Der Claqueur en Chef ist ein wohlhabender Mann, der auf Zinsen borgt (Schauspielern) und oft auf Stücke von den Dichtern. Es existirt eine ganze Literatur über die Claque und es lassen sich allerdings sehr drollige Dinge von dieser erzählen. Von den Schauspielern hier kann man nicht sprechen ohne ihrer Erwähnung zu thun.

Der Director, der Claqueur en Chef und das Publicum sind die Dreifaltigkeit, welche den religiösen Glauben der Schauspieler erschöpfen. Jetzt freilich hat sich auch in dieser Beziehung vieles geändert, und was früher von allen gegolten, das ist jetzt oft Ausnahme.

Die liebenswürdigen Jüngerinnen, die mir auf meinen Morgen- und Abendpromenaden begegnen, am Arme ihres Gatten, im Kreise mehr oder minder zahlreicher Nachkommenschaft, werden es kaum ahnen, daß der Anblick ihres bürgerlichen Stilllebens mich zu einer so weitläufigen Betrachtung über die öffentlichen Geheimnisse ihres Lebens veranlaßt hat. —

Aus Leipzig. — Der Tod des Königs von Sachsen. Es ist für die Grenzboten eine traurige Pflicht, den frühzeitigen Tod eines Fürsten zu beklagen, in dem sie nicht nur das Oberhaupt eines Staats, der ihnen seit ihrem Entstehen Schutz und Gastsfreundschaft angedeihen lassen, verehrten, sondern auch den gerechten, wohlgesinnten, unsträflichen Menschen. Könige zu loben ist ein bedenkliches Unternehmen, da ihre hohe Stellung sie der Kritik

entzieht und da in der Billigung wie in der Mißbilligung ein kritisches Moment enthalten ist. Aber in diesem Fall fordert das erschütternde Ereigniß, das uns so herbe an die Vergänglichkeit alles Irdischen erinnert, nothwendig zu einer Betrachtung auf, bei der ein Eingehen auf die Persönlichkeit des Königs nicht vermieden werden kann. In den letzten Jahren geriethen die Leidenschaften in eine so gewaltsame Aufregung, daß sie jedes Maß im Urtheil auszuschließen schienen. Auf allen Seiten war man geneigt, dem politischen Mißverhältniß eine moralische Grundlage zu geben, und als böse zu verurtheilen, was dem augenblicklichen Ideal widerstrebte. Und doch hat in dieser Zeit der blinden Aufregung kein Feind des Königthums es gewagt, auf den Ruf dieses Königs einen Makel zu werfen. Die Bezeichnungen, die wir ihm gegeben haben, sind durch die Stimme des gesammten Volkes bekräftigt. Nehmen wir hinzu, daß er zur Regierung eines Staats berufen war, der, in seinem Innern festgefügt und geordnet, nach außen hin geachtet und ohne Feinde und Neider, was in seinen Einrichtungen etwa noch unzuweckmäßig war, in naturgemäßer Entwicklung zu beseitigen hoffen durfte; eines Volks, das seit den ältesten Zeiten sich des guten Rufes der Mäßigung und Besonnenheit erfreut hat: — wer hätte einer solchen Regierung nicht den segensreichsten Erfolg, die ungetrübteste Befriedigung verheißen? Und doch waltet über dem Loose der Menschen noch eine dunkle Macht, die über das planvolle Wirken des einzelnen hinausgeht, die sich dem Verständniß entzieht. Die friedliche Hauptstadt von Sachsen wurde in den Tagen der Entscheidung der Schachplaz eines blutigen Bürgerkriegs, an dessen Nachwehen wir noch immer leiden. An wem lag die Schuld? War das sächsische Volk böswilliger als die andern deutschen Stämme? Hatte die sächsische Regierung sich schroffer den Anforderungen des Volks entgegengestellt als eine andere? Oder hatte sie umgekehrt in blinder Furcht dem augenblicklichen Wellenschlag der öffentlichen Meinung Folge geleistet, uneingedenk der Zukunft? — Keines von allen dreien war der Fall. Es kamen Umstände in das Spiel, über welche der gute Wille des Einzelnen nicht gebot. — Wir wollen hoffen, daß die neue Regierung sich eines glücklichen Sternes erfreuen wird; aber an Parteiungen wird es auch hier nicht fehlen, und so möchten wir denn allen Parteien zurufen: daß, so ernst es ihnen um ihre Zwecke ist, so heilig ihnen ihre Bestrebungen scheinen, sie doch niemals jener verborgenen Macht vergessen sollen, die ihnen alles unbedingte Streben untersagt, die auch der Leidenschaft des Idealismus Maß und Scheu gebietet.

Was zu wünschen ist, ihr unten fühlt es;

Was zu geben sei, die wissen's droben.

Groß beginnet ihr Titanen; aber leiten

Zu dem ewig Guten, ewig Schönen,

Ist der Götter Werk; die laßt gewähren.

Herausgegeben von **Gustav Freytag** und **Julian Schmidt**.

Als verantwortl. Redacteur legitimirt: **F. W. Grunow**. — Verlag von **F. V. Herbig** in Leipzig.

Druck von **C. C. Elbert** in Leipzig.